

Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 2 (1907-1908)
Heft: 3

Artikel: Stimmen und Meinungen
Autor: Trog, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-747821>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Stimmen und Meinungen.*

Bescheidene Glossen zu „Goethes Vision“.



Im letzten Heft der „Berner Rundschau“ hat Professor Bürgi der bekannten Erzählung Goethes in „Dichtung und Wahrheit“, wie er sich sich selbst entgegen reiten sah auf dem Wege nach Drusenheim, eine interessante Studie gewidmet. Das Resultat wird man, wenn ich den Verfasser richtig verstanden habe, kurz dahin zusammenfassen dürfen, daß die Mutter der Erzählung die Dichtung ist, nicht die Wahrheit. Nun wird man der Kritik gegenüber Goethes Autobiographie gewiß von vornherein nirgends den Kiegel schieben wollen; Minor hat jüngst erst in seiner wichtigen Studie über Goethes „Mahomet“ den Nachweis wieder erbracht, wie beim Konzipieren und Niederschreiben von „Dichtung und Wahrheit“ Goethe in der Verbindung des Tatsächlichen sehr pragmatisch vorging und einer feinen inneren Motivierung zulieb wichtige Fakten seinem Gedächtnis entgleiten ließ. Allein bei dem Bericht des obgenannten psychischen Phänomens liegt die Sache doch vielleicht anders.

Zunächst könnte wohl darauf hingewiesen werden, daß Goethe dem Reiche der Träume, der Vorbedeutung stets eine große Aufmerksamkeit geschenkt hat. Man darf daran erinnern, daß sein ehrwürdiger Großvater Textor durch seine bedeutungsvollen Träume seine Umgebung mehrfach in Erstaunen setzte. Im Anfang von „Dichtung und Wahrheit“ ist davon die Rede. Aus dem Munde von Goethes Mutter hat Bettina auch diese Mitteilungen dem dankbar empfangenden Dichter für seine autobiographischen Aufzeichnungen zugetragen. Und im „Briefwechsel mit einem Kinde“ findet man auch die Erzählung von einem fatidiken (um Schopenhauers Ausdruck zu gebrauchen) Traum der Frau Textor, der auf Goethes Mutter, die „das Talent (ihres Vaters) nicht hatte“, einen solchen Eindruck machte, daß sie seit diesem Augenblick „keine Vorbedeutungen noch ähnliches verschmähte“. „Sie sagte“, so schreibt Bettina, „wenn man es auch nicht glaubt, so soll man es auch nicht leugnen oder gar verachten, das Herz werde durch dergleichen tief gerührt“. Von vornherein wäre also einzuräumen, daß Goethe die erbliche Disposition zu einem Erlebnis wie jener geisterhaften Begegnung mit sich selbst durchaus nicht gefehlt hat.

*

*

*

* Alle Einsendungen in dieser Rubrik werden nur unter voller Verantwortlichkeit der Verfasser abgedruckt, müssen aber nichtsdestoweniger in ruhiger, sachlicher Weise abgefaßt sein und dürfen keine persönliche Spitze enthalten.

Professor Bürgi hat als bekannteste Autoren Lombroso, Krafft-Ebing und Möbius zitiert als solche, welche die Erzählung Goethes für bare Münze nehmen, somit an eine Halluzination Goethes glauben. Es ist vielleicht nicht unangebracht, neben diesen Dreien, denen das Aufsuchen und Deuten psycho-pathologischer Züge und Zustände Forschungsgebiet ist (freilich doch wohl nur dem Zweitgenannten in einwandfreiem wissenschaftlichen Geist), einen Mann aufzuführen, dem nichts vom Spezialisten anhängt, einen der geistesklarsten und zugleich geistig tiefsten Denker: Arthur Schopenhauer. Im ersten Bande der „Parerga und Paralipomena“ steht auch die große Abhandlung „Versuch über das Geistersehen und was damit zusammenhängt“, eine Abhandlung, der unseres Wissens in der Literatur über das Phänomen des Traumes noch heute eine bedeutsame Stelle zukommt. Schopenhauer kommt da natürlich auch auf das Phänomen der Halluzination zu sprechen und sub 4 auf „Erscheinungen objektiv und äußerlich dastehender Gestalten“, „welche sich jedoch durch einen eigens für den Seher bestimmten bedeutsamen — — Charakter unterscheiden“. Und hier läßt sich nun Schopenhauer auch die Erzählung Goethes nicht entgehen. Er schreibt: „Von eigentlichem Sichselbstsehen berichtet einen von ihm selbst verbürgten Fall Horst im 2. Teil der Deuteroskopie. Sogar Goethe erzählt, daß er sich selbst gesehen habe, zu Pferde und in einem Kleide, in welchem er acht Jahre später ebendort wirklich geritten sei („Aus meinem Leben“, 11. Buch). Diese Erscheinung hatte beiläufig gesagt eigentlich den Zweck, ihn zu trösten: indem sie ihn sich sehen ließ, wie er die Geliebte, von der er soeben sehr schmerzlichen Abschied genommen, nach acht Jahren wieder zu besuchen des entgegengesetzten Weges geritten kam. Sie lüftete ihm also auf einen Augenblick den Schleier der Zukunft, um ihm in seiner Betrübnis das Wiedersehen zu verkündigen.“ „Erscheinungen dieser Art“, fährt Schopenhauer fort, „sind nun nicht mehr bloße Halluzinationen, sondern Visionen. Denn sie stellen entweder etwas Reales dar oder beziehen sich auf künftige wirkliche Vorgänge. Daher sind sie in wachem Zustande das, was im Schlafe die fatidiken Träume, welche am häufigsten sich auf den eigenen, besonders den ungünstigen Gesundheitszustand des Träumenden beziehen, — während die bloßen Halluzinationen den gewöhnlichen, nichts bedeutenden Träumen entsprechen.“

Noch eine vorausgehende Bemerkung Schopenhauers sei hier kurz erwähnt. Wo er allgemein von den Erscheinungen im Wachen spricht, da macht er die Bemerkung: er bezweifle doch noch, daß dieses Wachen ein im strengsten Sinne vollkommenes sei; er vermute, daß während einer solchen Erscheinung das zwar allerdings wache Bewußtsein doch gleichsam mit einem ganz leichten Flor überschleiert ist, wodurch es eine gewisse wiewohl schwache traumartige Färbung erhält. Er bringt damit

auch die Tatsache in Verbindung, daß dergleichen Erscheinungen keine Furcht erregen: dieses charakteristische Kennzeichen wirklicher Visionen, die Abwesenheit der Furcht, entspringe eben hauptsächlich daraus, daß man, obwohl wach, doch von einer Art Traumbewußtsein leicht umflort sei, also sich in einem Element befinde, dem der Schreck über unkörperliche Erscheinungen wesentlich fremd ist, eben weil in demselben das Objektive vom Subjektiven nicht so schroff geschieden ist wie bei der Einwirkung der Sinnenwelt.

Und wie spricht nun Goethe von der ihm gewordenen Erscheinung? Wie von einem Traum.

* * *

Beim Lesen des Aufsatzes von Professor Bürgi ist mir unwillkürlich die Erinnerung an ein Gedicht Jakob Burckhardts aufgestiegen, das den Beschluß der kleinen baseldeutschen Sammlung „E Hämpfeli Lieder“ bildet. Das Heftchen ist 1853 — im Jahre des Konstantin-Buches — anonym hervorgetreten; die Autorschaft Burckhardts steht unbedingt fest. Dieses Gedicht, das längste von dreizehn, ist betitelt „Vorgsicht“ und beginnt folgendermaßen:

Es gitt en Ahnung, und sie nimmt mengmol
E sichri Gestalt a und erschynt, me mag
Sie wölle-n-oder nit. I weiß dervo.

Der Dichter erzählt dann, wie er an einem heißen Sommerabend mit zwei Freunden müde aus dem Baselsbiet heimwärts wandert: „Sind alli müed und händ scho halber gschlofe-n-im Goh.“

Do gseh-n-i, nit wyt vor em Brüdli,
Drei Männer stoh, die uf is gwartet händ.
I bschau sie recht, und's kunnt mer vor, sie gsähe
N' uns selber z' glych, nur noch emol so alt,
Wie eltri Brüeder us er-n-erste Eh.

Und die Ebenbilder beginnen zu reden: das erste auf direkte Anfrage des einen Wanderers hin, das zweite und dritte ungefragt, und was sie sagen, sind nur vom Dichter gehörte Worte, die auf die Zukunft der drei Wanderer hindeuten:

„Und endli kunnt's an mi. I ha nit gwogt
My Ebebild recht z'bschaue; wie-n-e Schleier
Isch's übrem gsi, doch ha-n-i d'Stimme erkennt,
Und ghör sie noh: „O glaub's, heig d'Mensche gern!
S'isch 's einzig Glüd! und was di jeh bigeistret,
Syy's Liebe, Fründschaft, Heimet, Poesie,
Gib's nit lycht uf! S' fa mengs e Täuschung sy,
Und enneweg e gheime Sege druf!“

I ghör noch rede, doch sind alli drei
 Verschwunde. I verwach wie us em Traum
 Und seh die beide Gründ scho vor mer ane;
 Sie gehnd, aß wenn nit gsi wär; wie-n-i afang
 Vo dem, was gscheh isch, luege sie mi a
 Zerst wie nit gscheit und föhnd derno a z'lache:
 „Es heig mer traunt“! Mira, so blyb's derby.

Was sollen wir nun mit diesem „Borgsicht“ anfangen? Ich denke, wir könnten es damit halten wie mit der Erzählung Goethes: ein wirkliches psychisches Erlebnis in dichterischer Fassung. H. Trog.



Mondnacht.

Von Alfred Beetschen.



Silberne Mondnacht, aus deren Gedämmer süß duftender Glieder unsere Wange streift, in deren Gewahrsam die Herzen sich knospengleich öffnen, in deren Schatten es raschelt und flüstert, silberne Mondnacht mit Nebelschleiern tief unten im Tal — mit der entschleierten Schönheit in sehnsuchtverzehrten Blicken der Unmündigen — ich grüße dich! Seit Jahresfolgen, schon lang, bist du mir fern.

Ich seh' dich nie mehr in deiner einstigen Größe, ich weiß, — aber ich höre deine süß betörende Stimme von damals.

Als deine ersten Sterne mir bligten, wandelte ein kindlicher Träumer durch ein Mystrium. Von deinem Mondlicht fiel's wie Silber und Gold in meine Seele, und jeder Tropfen wurde ein törichter Wunsch. In deinem verklärenden Glanz vollzogen sich Wunder auf Wunder: verbotene Früchte kamen ins Funkeln; aus Bäckfischen wurden Prinzessinnen, weißflaumige Wolkengebilde — sie wurden üppigen Traumgestalten zum Pfühl; es perlte aus silbernen Schalen hernieder und verschmolz sich mit dem Rauschen des Stromes, der, eine gefleckte Riesenschlange, sich um blumenbesäte Hügel wand. Mondnacht voll Schwermut, voll sündigen Zaubers, voll Liebesgestammels auf geschlossenen, dürstenden Lippen; Mondnacht, ausgießend den Trost, das Verlangen nach Liebe, du Nacht mit dem kalten Astartegesicht — ich bete dich an, wenn ich deiner gedenke und möchte dich dennoch verfluchen!